

### Antike für Anfänger

Festvortrag zur Eröffnung des Altphilologenkongresses in Göttingen, 25. März 2008

Sehr geehrte Würden- und Amtsträger, sehr geehrte Philologinnen und Philologen, sehr geehrte Damen und Herren!

Es herrscht eine gewisse Hochstimmung. Die alten Sprachen sind doch nicht tot, und die Antike ist in der Kultur des neuen Jahrtausends lebendiger, als mancher gedacht hätte. Diese Lage erlaubt es, dass die Freunde des Altertums sich wenigstens einen Moment lang von ihrem Kampf ausruhen. Sie können die Instrumente der Rechtfertigung, mit denen sie in den letzten Jahrzehnten hantieren mussten, sie können ihre Defensivtechniken einmal kurz beiseite lassen und als Zuschauer auf die Gesellschaft blicken.

Wie sieht da das Geschehen aus? In den Gymnasien wollen immer mehr Schüler Latein lernen; Latein scheint jetzt vielen Eltern generell noch für eine gewisse Qualität der Schulbildung zu bürgen; Schulen und Behörden betreiben ein regelrechtes Headhunting, um die frisch ausgebildeten Lateinlehrer aus anderen Bundesländern abzuwerben. Der populäre Schriftsteller ROBERT HARRIS schreibt einen CICERO-Roman nach dem anderen; ein Buch eines deutschen Professors über die lateinische Sprache erobert die „Spiegel“-Bestsellerliste. Während Hollywood und die Fernsehanstalten sich mit Monumentalfilmen und aufwendigen Serien mit antiken Stoffen überschlagen, tun es ihnen die Theaterbühnen gleich mit einer beispiellosen Dichte von Tragödienaufführungen; HELLMUT FLASHAR, der gerade an einer Neuauflage seines Buches „Inszenierung der Antike“ arbeitet, kommt kaum hinterher. Dabei beschränkt man sich nicht mehr auf die zeitweise beliebte Trias des Protestes, nämlich auf die drei Gegen-Stücke „Antigone“ (gegen den Staat), „Troerinnen“ (gegen den Krieg) und „Medea“ (gegen die Männer) – nein, man wagt sich sogar, wie unlängst an den Münchner Kammerspielen geschehen, an ein vergleichsweise handlungsarmes Stück wie den „Ödipus auf

Kolonos“ von SOPHOKLES. Und der Blick schweift weiter: Wissensmagazine bringen spannende Entdeckergeschichten und zugängliche historische Orientierung; große Ausstellungen dramatisieren die Pracht und den Untergang alter Reiche und werden rege besucht; die großen Zeitungen debattieren seitenweise über die Lage Trojas und über die Herkunft des Dichters der „Ilias“: ja, der literarische und historische Abenteurer, der meint, das Rätsel HOMERS gelöst zu haben, schafft es nicht bloß ins Radio, sondern sogar ins „heutejournal“.

Ist das eine Renaissance? Wer, wie viele hier, die schulische Praxis kennt, der wird mit einem solchen Urteil natürlich vorsichtiger sein. Die Verankerung der alten Sprachen im Kanon der Bildungsfächer ist weiterhin prekär und kommt leicht ins Wackeln; ich nenne nur den Fall meiner Heimatstadt Bochum, die im Dezember gegen viele Proteste beschlossen hat, ihre einzige altsprachliche Schule, das „Gymnasium am Ostring“, zu schließen; demnächst wird es dort wahrscheinlich einen Bürgerentscheid darüber geben. Latein als Anfangssprache gerät unter Druck, Griechisch wird, trotz leicht wachsender Zahlen, weiter marginalisiert; die Schulstunden sind weniger geworden; es gibt heute für Übersetzungen eine „Eins“, für die es vor gar nicht langer Zeit vielleicht eine „Drei“ gegeben hätte; Europa leidet insgesamt an einer neuen Sprach-Faulheit; die sogenannte „Gemeinschaftsschule“ rüttelt an den Mauern des Gymnasiums, das hier und da auch von innen mitrüttelt; und auch die Änderungen des Lehramtsstudiums, die den Namen der schönen und gelehrten Stadt Bologna tragen müssen, verheißen wenig Gutes. Und doch: Das Interesse ist da, es gibt viele neue, junge, engagierte Lehrer, und es gibt allerlei didaktische Konzepte, die dazu gemacht sind, mit der sich wandelnden kulturellen Lage umzugehen, Konzepte für einen lebendigen, aber trotzdem nicht oberflächlichen altsprachlichen Unterricht, die

auf dem Ideenmarkt der nächsten Tage hier in Göttingen vermittelt und zur Diskussion gestellt werden.

Zunächst aber will ich den Blick nicht auf die Schule lenken. Sondern darauf, was das eigentlich für eine Antike ist, die sich da gerade im Kulturbetrieb und in der gesamten Öffentlichkeit so machtvoll darbietet. Man könnte das, was da vor sich geht, so meine ich, unter drei Begriffen zu fassen versuchen: nämlich: *Kompensation*, *Archaik* und *Geheimnis*.

**1. Kompensation.** Wir beobachten ganz allgemein einen Zuwachs an historischer Information, an historischer Erinnerung in der Öffentlichkeit. Geschichtsausstellungen, Geschichtsmagazine, Geschichtskanäle suchen und finden ihr Publikum. Runde oder auch nur halbrunde Jubiläen, Geburtstage und Todestage werden in ungekannter Ausdehnung und in steigender Frequenz abgefeiert. Hinzu kommen groß inszenierte Neuübersetzungen von Klassikern, hinzu kommen auch immer weiter ausgefächerte Reihen von kompakter Einführungsliteratur sowie historische Aufklärungs- und Besinnungsbeiträge zu verschiedenen Gelegenheiten des traditionellen Festkalenders wie Weihnachten, Ostern oder auch zu Papstbesuchen. – Wochenzeitungen durchmessen „das Wissen dieser Welt“ in einem „Bildungskanon“ und reisen von der Athener Agora zum Tübinger Stift. Einzelne Wissensfragmente aus alter Zeit tauchen auch immer wieder an entscheidender Stelle in den beliebten Quiz-Shows von GÜNTHER JAUCH und anderen auf. All dies sind Gelegenheiten, gerade die klassischen Bildungsgüter wieder aufscheinen zu lassen, sie gebündelt zu reaktivieren, sie zum besonderen Ereignis zu machen, ob es nun HOMER ist oder RUBENS oder MOZART oder SCHILLER – der Schiller, dem gleich nach dem Schillerjahr 2005 (zu seinem 200. Todestag) das nächste Schillerjahr 2009 (zu seinem 250. Geburtstag) gewidmet sein wird.

Vordergründig könnte man aus der gesteigerten Präsenz dieser Inhalte auf ein wachsendes Interesse ihrer Empfänger schließen. Wenn unsere Bildungstradition im „Spiegel“ und im Fernsehen wieder einen breit abgesteckten Sen-

deplatz bekommt: beweisen wir damit nicht, dass uns unsere Kultur noch wichtig ist, oder gar wichtiger als zuvor? Ist es nicht bemerkenswert, dass die Werke und die Geschehnisse der Vergangenheit, auf die wir immer wieder zurückkommen, in der Zeit des Internets und der Globalisierung und der Spezialisierung des Wissens trotz allem eine solche Anziehungskraft haben? Dieser ganze vermeintliche Krempel aus dem alten Europa?

Nun, bemerkenswert ist das schon – doch der Schluss auf die allgemeine Relevanz, auf ein neues und konstantes Interesse des Publikums, der scheint mir ganz trügerisch zu sein. Nicht, dass es da kein Bedürfnis gäbe; nicht, dass das ganze Gedenken und Kanonisieren ausschließlich in der verschärften Konkurrenz zwischen den Medien und den Verlagen seinen Grund hätte – auch wenn diese Medienkonkurrenz dabei durchaus eine gewisse Rolle spielt: So wird in den Redaktionskonferenzen gefragt: „Hat der Mitbewerber schon seine Sonderseiten zu KARAJAN gebracht?“ ... Aber dieses Bedürfnis nach öffentlicher Unterrichtung, das tatsächlich existiert, bedeutet nicht, dass diese Unterrichtung direkt an eine vorhandene Bildungswelt anschließt. Die Funktion ist eine ganz andere: Es ist die der Kompensation. Und zwar nicht in dem Sinne, wie es ODO MARQUARD meinte, als er die Geisteswissenschaften mit ihren Themen zu einer Kompensation der Dynamik der Moderne erklärte. Sondern in dem einfachen Sinne, dass das *History-Special* und die MOZART-Beilage das kompensieren, was in Schule, Elternhaus und Universität nicht mehr geleistet wird. Wenn heute SCHILLERS Geburtstag gefeiert wird, dann dient das nicht mehr wie einst der gelebten nationalkulturellen Erinnerung, nicht mehr der Selbstbestätigung eines mit den gefeierten Gegenständen oder Ereignissen eng vertrauten Bildungsbürgertums. Es wird meistens nicht ein neuer Aspekt des Werkes, nicht ein individueller, aus unserer Zeitgenossenschaft kommender Zugang zu dem Klassiker erschlossen, ein Zugang also, der die Kenntnis der kanonischen Kultur, der den alltäglichen Umgang mit ihr zur Voraussetzung hätte. Nein, wenn wir in den Medien heute Schillers Geburtstag feiern oder über Troja streiten, dann fangen wir ganz von vorne an. Dann gibt es Info-Kästchen

und Einführungstexte: Wer war dieser Schiller? Wann hat er gelebt? Was sind seine Hauptwerke? Warum ist sein Name so berühmt? Oder: Worum geht es eigentlich in der „Ilias“?

Das heißt: Die Medien – auch die anspruchsvolleren – sind zu Schullehrern geworden. Das ist gar keine schlechte Aufgabe, auch wenn sie manchem, der sich darauf umstellen muss, noch lästig sein mag. Es ergeben sich damit übrigens auch ganz neue Betätigungsfelder für historische Experten. Aber man muss sich eben klar machen, dass gegenwärtig, zugespitzt gesagt, eine Verlagerung der Volksbildung hin zu den Medien stattgefunden. Der Informationssektor übernimmt mit rasch verglühenden Feuerwerken die Orientierung über die traditionellen Hauptinhalte der Kultur. Und wie es in der Pädagogik seit alters bewährt ist, scheut die neue Info-Bildung ebenfalls nicht das Mittel der Wiederholung. Und die Kompensationsfunktion zeigt sich auch daran, dass das Publikum wirklich gerne zuhört. Denn auch wer SCHUBERT und SCHUMANN nicht unterscheiden kann, hat doch das unbestimmte Gefühl, dass irgendetwas fehlt. Er nimmt die Nachlieferung also für einen Moment lang gerne entgegen. Und so geht es auch mit dem klassischen Altertum: Wenn es spannend aufbereitet wird, hat es eine Chance, denn der Rezipient fühlt: Das sind Dinge, die etwas bedeuten, von denen ich in einer besseren Welt eigentlich etwas wissen müsste. Dinge, die die Leerstelle füllen, die von der Herkunft her zu mir gehören, die den Phantomschmerz stillen. Je flüchtiger übrigens das Tages- und Sekunden-geschäft der Information wird, desto mehr ist man geneigt, alte bleibende Inhalte dagegen zu setzen, um sich daran festzuhalten – gewissermaßen als verlässliche Zeichen der analogen Welt: In der Werbung und andernorts werden etwa die Informationsmöglichkeiten des Internets gerne mit Bildern von alten Bibliotheken illustriert.

Verstehen Sie mich jetzt bitte nicht als einen kulturpessimistischen Schwarzmalerei; das Ganze ist erst einmal nur eine Beobachtung. Man kann in der Analyse unserer Gesellschaft sogar durchaus die Perspektive einnehmen, dass gar nicht die Defizite so erstaunlich sind, sondern die Beharrungskräfte der alten Kultur. Diese Beharrungskräfte sind offenbar stärker, als dass

wir annehmen müssten, das seien nur Nottriebe, was wir gerade in der Öffentlichkeit erleben. Die verantwortungsvolleren Medien müssen also sehen, wie sie das Beste daraus machen, und es wäre sicher dumm, wenn die Altsprachler und die Altertumswissenschaft die gegenwärtige Situation, wenn sie die öffentliche Aufmerksamkeit nicht nutzen. Die Kategorie der Kompensation kann jedoch, so meine ich, dabei helfen, aus dem Boom der Themen nicht immer gleich ein nachhaltiges Interesse in der Gesellschaft abzuleiten.

**2. Archaik.** FRIEDRICH NIETZSCHE hat einmal geschrieben: „Humanität ist ein ganz un-griechischer Begriff.“<sup>1</sup> Dieser Befund lässt sich, schaut man auf die Darstellungen unserer Tage, auf das gesamte Altertum ausdehnen. Denn was sehen wir jetzt, wenn wir antike Stoffe in Aktion sehen? Schwerter, Blut und Schreie, Machtspiele, Intrigen, Aberglauben, ein Regiment der ungezügelter Triebe, unbedingten Kampfeswillen, urtümliche Formationen der Gewalt. Ob RUSSELL CROWE im „Gladiator“, ob BRAD PITT als Achilles in „Troja“, ob OLIVER STONES „Alexander“, ob der exzessive, brutale Opferwille der Spartaner in dem martialischen Film „300“, der von der Schlacht bei den Thermopylen erzählt, ob die skrupellose Oberschicht in der Fernsehproduktion „Rom“ – immer schlagen die Schwerter, die Gefühlswallungen und die unerbittlichen Interessen aufeinander in einer Staubwolke aus menschlicher Archaik und orffianisch-mystischer Chormusik. Landauf, landab huldigen die Theater in Inszenierungen der „Bakchen“ von EURIPIDES dem Dionysischen, dem Irrationalen; MICHAEL THALHEIMER macht die „Orestie“ des AISCHYLOS, das Muttermörderstück, am Berliner Deutschen Theater zu einer Blutorgie, und er verzichtet auf die Demokratie- und Sinnstiftung des letzten Teils der Trilogie, er lässt also die Einhegung von Schuld und Gewalt durch die Installation des Rechtsstaates gleich ganz weg. Diese Antike ist wild, fremd und phantastisch, exotisch und primitiv; und auch dort, wo sie einfach nur bruchstückhaft erscheint, ergibt sich bloß aus der fragmentarischen Existenz schon etwas Fremdes, das sich nicht mehr zu etwas Vernünftigem, Zivilem oder gar Musterhaftem zusammensetzen lässt. Wenn die Moderne,

wie es die Kasseler Documenta des vergangenen Jahres behauptet hat, unsere neue Antike sein soll, dann sind die einstigen Zivilisationsstifter, die antiken Völker, unsere neuen Barbaren. Aber es sind nicht die Barbaren von einem anderen Stern; es sind die Barbaren in uns, in unserer eigenen Geschichte. Sie bergen laut PETER SLOTERDIJK unsere „thymotischen Energien“.<sup>2</sup> Fasziniert und verstört schauen wir auf diese Ursprünge; wir tun das auf dieselbe Weise, so hat es SIMON GOLDHILL ausgedrückt, „wie Heranwachsende, die glauben, sie seien die ersten, die schmutzige Wörter und Sex für sich entdecken, und die nur mit Unverständnis auf die Begierden ihrer Eltern starren können“.<sup>3</sup> Im alten Kampf zwischen der archaischen, mythisch-ursprünglichen und der klassizistischen Antike, so scheint es, hat in der allgemeinen Wahrnehmung heute die Archaik gesiegt. Gerade nicht mehr das Modellhafte ist vom Altertum gegenwärtig – also die Leistungen der Griechen und Römer auf den Feldern der Demokratie, der Rhetorik, der ausgewogenen Kunstschönheit, des Handels, der Staatsverwaltung, der Wissenschaft. Sondern es ist umgekehrt das Wilde, das Kultische, das Brutale.

**3. Geheimnis.** Die geschilderte Lage bringt auch eine besondere Stellung des Geheimnisses mit sich. Die Antike wird immer mehr zu einer abenteuerlichen Entdeckung. Man findet sie in einer verschütteten Grabkammer, in einer unbekanntem, unentzifferten Handschrift, in einer verschwundenen Statue. Wenn Altertums-Experten auf etwas Neues, auf etwas Unerwartetes stoßen, dann bietet diese Erzählform eine ganz besondere Mischung aus moderner Wissenschaft und Abenteuerertum: Es begegnen sich die unergründliche historische Kontingenz und der rastlose Spürsinn menschlicher Erkenntnis-suche; es treffen rätselhafte Papyri und modernste Infrarot-Analysen aufeinander. Rationalität und Methode sind reizvoll eingefärbt mit Dunkelheit und Verschwörung. Zahlreiche Wissensmagazine und populäre Darstellungen funktionieren so – eine Überschrift aus dem „Spiegel“ mag dafür als Beispiel dienen; sie lautet:

„Kodex aus dem Keller – Über 2000 Jahre nach dem Tod des Archimedes entschlüsseln

US-Forscher eine lange verschollene Handschrift des größten Mathematikers der Antike. Doch das Sensationsmanuskript umgibt ein Schatten. Wurde es aus einem Kloster in Istanbul gestohlen?“<sup>4</sup>

So entsteht es, das Atlantis- und TUTENCHAMUN-Gefühl, und es ist dieser Gestus, mit dem wir uns immer öfter auch dem klassischen Altertum nähern.

Gewiss, schon seit der Renaissance hat es die Faszination der Ausgrabung gegeben. Und das Freilegen und das Verrätseln sind dabei schon länger Geschwister. Auch GOETHE, der „auf klassischem Boden begeistert“ war, ließ sich trotzdem nachts bei Fackelschein über das *Forum Romanum* führen, um den touristischen Schauer der Ruinenromantik zu empfinden. Groß war die Spannung in Europa, als geschickte Tiefenbohrungen durch den vulkanischen Tuffstein in Herculaneum die Schätze der *Villa dei Papiri* zu Tage brachten; nicht weniger reizvoll als das Entdeckte war und ist dabei die Imagination, was wohl alles noch verborgen sein könnte. HEINRICH SCHLIEMANN und HOWARD CARTER wurden zu Heroen der historischen Exploration, der jeweils immer auch ein Rest von Geheimnis innewohnt.

Und doch ist heute etwas ganz anders. Die Entdeckung ist nämlich nicht mehr eine Ergänzung oder Verlebendigung dessen, was einem lieb und teuer ist. Nicht mehr vor dem Hintergrund der verinnerlichten LIVIUS- oder HOMER-Lektüre schaut das interessierte Publikum auf das neue Romulusgrab auf dem Palatin oder auf den Deutungskampf um die Größe der Mauern von Troja. Wir laufen eifrig Nachrichten hinterher, die uns vermelden, dass irgendwo in den früheren Provinzen des Römischen Reiches ein neuer Marmorkopf oder ein neues Mosaik gefunden wurde. Das ist schön für jeden Archäologen, aber kurios daran ist, dass sich gleichzeitig die großartigsten Kunstwerke der Antike, die in den ständigen Sammlungen unserer Museen stehen, kaum noch jemand anschaut. Genauso geht es mit dem neuen Papyrus, der gespannt durchleuchtet wird, während die gut edierten und übersetzten vollständigen Werke der Alten in den Bibliotheken unberührt bleiben. Es gibt Zeitgenossen, die jedem Fall von Raubkunst gründlich ihre Auf-

merksamkeit schenken, deren Interesse für die alte Kunst selbst, für die Kunst im ungeraubten Zustand aber bei Null liegt.

Wenn wir diese Phänomene erklären wollen, dann reicht es, so glaube ich, nicht aus, auf den herkömmlichen Reiz des Neuen zu verweisen, auf den generellen Vorsprung der Nachricht vor dem Vorhandenen und den alten Nimbus des Schatzgräbers. Nein, die Entdeckung im Reich des Rätselvollen hat heute überdies den Vorteil, dass der Kanon des Klassischen dabei unbesehen bleiben kann. Die Entdeckung verschafft eine willkommene Entlastung von der Tradition. Denn im Moment des Auffindens von Unbekanntem nehmen der Entdecker und das Publikum eine Zeitlang dieselbe Stufe ein; die Distanz zwischen Kennerschaft und versäumter Bildung ist aufgehoben; der Experte und die Laien staunen gemeinsam wie die Kinder; und das schlechte Gewissen, das wir alle wegen mangelnder Belesenheit haben, verfliegt. So kann das Publikum am neu freigelegten Altertum teilhaben, und es bleibt zugleich befreit von dem bedrohlichen Anspruch, den das unermesslich große Archiv der Vergangenheit an uns stellt.

Der übliche Aufbau der Entdecker geschichten kommt dem sehr entgegen: In der Regel beginnen diese Geschichten mit dem Zufall des Auffindens, also mit einer Szene, die vom Dunkel ans Licht führt; dann gibt es einen Mittelteil, der vom überraschten Experten erzählt, der die nötigen Sachinformationen bringt und berichtet, mit welchen raffinierten Methoden die Wissenschaftler das Gefundene zu entschlüsseln versuchen; das bringt ein bisschen Aufklärung, aber regelmäßig endet dann die Geschichte wieder damit, dass gleichwohl noch große Teile des jahrtausendealten Rätsels ungelöst seien, und dass die Sache die Forschung auch fortan noch Jahrzehnte oder Jahrhunderte beschäftigen wird. Und Leser und Zuschauer nehmen am Ende befriedigt zwei Dinge mit: Erstens die Nachricht – das ist ja wirklich eine spannende Geschichte! Und zweitens die Beruhigung – wir werden es nie genau wissen!

Mit diesem Muster des geheimnisvollen Entdeckertums lässt sich wohl auch die Wahrnehmung der jüngsten Diskussion über die Thesen des Dichters und Komparatisten RAOUL SCHROTT

beschreiben, der die Herkunft HOMERS und den Schauplatz der „Ilias“ neu identifiziert haben will. Was da passiert, ist gleichsam „Terra X“ für den Kulturbetrieb. Für ein paar Fachkundige wird von der Behauptung: „Homers Geheimnis ist gelüftet“ ein wissenschaftlich fragwürdiges Buch übrig bleiben<sup>5</sup> sowie vielleicht die Anregung, sich die vielfältigen Kulturkontakte der frühen Griechen im Bereich des östlichen Mittelmeers genauer anzusehen, die Kontakte also, die die Forschung seit einigen Jahren intensiver untersucht; hier leistet Raoul Schrott also etwas, was wohlwollende Betrachter eine „Bereicherung der Perspektiven“ genannt haben. Für das allgemeine Publikum hingegen bleibt nur die Faszination eines Abenteurers zwischen den Welten, der den ohnehin eher fremden, aber vom Namen und Nimbus her noch vertrauten Traditionsbestand der „Ilias“ Homers mit exotischen assyrischen Namen und hethitischen Schauplätzen neu erklärt und damit den angeblichen Euro-Chauvinismus der Homerexperten zerschmettert. Sehr spannend, aber wir werden es nie genau wissen ...

Meine Damen und Herren, Kompensation, Archaik und Geheimnis – dies könnten also Begriffe sein, um den neuen Aufschwung der Antike zu beschreiben und vielleicht auch ein wenig zu relativieren. Denn man darf sich wohl wegen einer konjunkturellen Besserung nicht einbilden, es gebe keine strukturellen Schwierigkeiten. Aber es wäre doch zu einfach, wenn als Destillat schlicht übrig bliebe, dass es eben eine Krise gebe wegen der mangelnden Kenntnis der Klassiker. Solche Krisen wurden oft genug ausgerufen, und es ist immer doch noch etwas lebendig geblieben. Nein: An der neuen Wahrnehmung der Antike ist, bei allen tektonischen Verschiebungen in der Bildungslandschaft, zugleich auch etwas Wahres. Wenn die Antike geheimnisvoller und archaischer wird, dann ist das mehr als nur Lust an der Sensation und an menschlichen Extremen. Es ist zugleich, ob gewollt oder nicht, der Nachvollzug eines Wandels, den die Altertumswissenschaft selbst vollzogen hat. Denn im Zuge der verschiedenen Kulturtheorien und der anthropologischen Forschung nicht zuletzt französischer Prägung, im Zuge der religionswis-

senschaftlichen und ethnologischen Zugänge ist auch die Antike der akademischen Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten bekanntlich wilder geworden, blutiger und fremder. Das Singuläre, das Vorbildliche, das Ideale der klassischen Epochen, zu denen wir eine *special relationship* zu haben beanspruchten, ist schon länger passé. Und aus dem ethnologisch-vergleichenden Ansatz ergeben sich manche Anknüpfungspunkte zu dem übergreifenden Thema dieses Altphilologenkongresses, „Antike und Kulturen der Welt“ – das wird erfreulicherweise in mehreren Vorträgen anklingen.

Hören wir dazu einmal FRIEDRICH NIETZSCHE, der in den Notizen zu seiner nicht ausgeführten Schrift mit dem Titel „Wir Philologen“ aus dem Jahr 1875 Folgendes schreibt:<sup>6</sup>

„Es ist schwer, die Bevorzugung zu rechtfertigen, in der das Altertum steht: denn sie ist aus Vorurtheilen entstanden:

- 1) aus Unwissenheit des sonstigen Altertums,
- 2) aus einer falschen Idealisierung zur Humanitäts-Menschheit überhaupt; während Inder und Chinesen jedenfalls humaner sind,
- 3) aus dem Schulmeister-Dünkel,
- 4) aus der traditionellen Bewunderung, die vom Römerthum ausgegangen ist,
- 5) aus Widerspruch gegen die christliche Kirche, oder zur Stütze,
- 6) Eindruck, den die Jahrhunderte lange Arbeit der Philologen gemacht hat, und die Art ihrer Arbeit: es muss sich doch um Goldbergwerke handeln, meint der Zuschauer.
- 7) Fertigkeiten und Wissen, von dort her gelernt. Vorschule der Wissenschaft.

In Summa: theils aus Ignoranz, falschen Urtheilen und trügerischen Schlüssen, auch durch das Interesse eines Standes, der Philologen.

(...) Thatsächlich ist nun allmählich Grund für Grund zu dieser Bevorzugung beseitigt, und wenn es die Philologen nicht merken sollten, so merkt man es sonst ausser ihren Kreisen so stark wie möglich.“

Und weiter Nietzsche in denselben Notizen: „Das Menschliche, das uns das Altertum zeigt, ist nicht zu verwechseln mit dem Humanen. Dieser Gegensatz ist sehr stark hervorzuheben, die Philologie krankt daran, dass sie das Humane unter-

schieben möchte; nur deshalb führt man junge Leute hinzu, damit sie human werden.“ (...) „Ich bin überzeugt, hätte es [sc. das Altertum] nicht diese traditionelle Verklärung um sich, die gegenwärtigen Menschen würden es mit Abscheu von sich stossen: die Verklärung also ist unächt, von Goldpapier.“

So weit also Nietzsche. Die Antike ohne dieses Goldpapier aber ist natürlich keineswegs eine Privatidee von Nietzsche, dem „das Brutal-Selbstbewusste“, so sein Ausdruck, sympathisch war. Nein, das Nicht-Rationale, das Urtümliche war ja schon immer ein Unterstrom unter der klassizistischen Marmoroberfläche. Dafür bietet passenderweise der große CHRISTIAN GOTTLÖB HEYNE ein gutes Beispiel, der 1763 hier in Göttingen Professor für *eloquentia et poesis* wurde und der mit seinem *Seminarium Philologicum* im Anschluss an JOHANN MATTHIAS GESNER die glänzende Geschichte der Göttinger Altertumswissenschaft begründete – jene Geschichte, angesichts derer es für mich eine sehr große Ehre ist, hier überhaupt zu Ihnen sprechen zu dürfen, eine Geschichte, die mit Namen verbunden ist wie KARL OTFRIED MÜLLER, HERMANN SAUPPE, LEO, WILAMOWITZ, REITZENSTEIN, KURT LATTE und ALFRED HEUSS, um nur die zu nennen. Dieser Heyne, das nur nebenbei, erwarb sich auch große Verdienste um die Reform des Schulwesens und um die Göttinger Bibliothek, er stammte aus sehr ärmlichen Verhältnissen, und er schrieb in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen, so schätzt man, zwischen 7000 und 8000 Rezensionen.

CHRISTIAN GOTTLÖB HEYNE nun war einerseits, wenn es um die entwickelte römische und griechische Kultur ging, durchaus vom idealen Vorbild der klassischen Schönheit überzeugt, und er entzündete den Funken des Neuhumanismus in so prominenten Schülern wie WILHELM VON HUMBOLDT oder den SCHLEGEL-Brüdern. Auch GOETHE wollte bei ihm studieren, aber sein Vater bestand darauf, dass er nach Leipzig ging. Ich möchte eine paradigmatische Formulierung zitieren, in der jenes Denken zum Ausdruck kommt, ein Denken, das ja nicht nur, wie NIETZSCHE am Ende des 19. Jahrhunderts empfand, eine unglückliche Idealisierung mit sich brachte, sondern das ja auch ein großartiger Motor der

Kultur in Deutschland gewesen ist. Deshalb soll FRIEDRICH CREUZER zu Wort kommen, der nicht direkter Schüler Heynes war, aber von ihm viel Anregung und Unterstützung erfuhr. Creuzer schrieb 1807 in seiner Schrift „Das akademische Studium des Alterthums“:<sup>7</sup>

„Exemplarisch nennen wir die Wissenschaft des Alterthums, insofern sie uns Einsicht gibt in diejenigen Schriften der Alten, die in Form und Inhalt, in Gedanken und Vortrag ewige Muster alles Denkens und aller Rede sind. Diesen Werth legt ihnen das übereinstimmende Zeugniß der einsichtsvollsten Menschen aller Zeiten bei, und nennt sie classisch. Sie sind die gereiften Früchte von der Bildung der Alten, welche nicht zufällig, nicht individuell, wie die Bildung der Neuern in so mancher Beziehung ist, vielmehr, in freier Nothwendigkeit, ein Werk der Natur erscheint. So sind nun auch jene Werke nothwendig gebildet nach dem unwandelbaren Gesetze der Schönheit, frei von dem Manirirten, Interessanten, Charakteristischen. Darum heißen sie classisch; wobei man demnach eben sowohl auf die Bestimmtheit und Richtigkeit des Gedankens, auf die Schärfe und Feinheit des Urtheils, auf den Tiefsinn und die Universalität des unbewusst wirkenden Genius sieht, als auf das Gewand, worein er seine Gedanken hüllet, die reine Form des Vortrags, die schöne Einfalt, die plastische Gediegenheit und die sich selbst vergessende Unschuld und stille Größe seines Ausdrucks. In so fern sieht sich also der betrachtende Geist des Neuern hier in eine Welt versetzt, wo einfältiger und klärer, als in den Schriften seiner Zeitgenossen, die Ideen des Wahren, Guten und Schönen ausgeprägt sind, und er empfängt aus einer Zeit, wo die Götter menschlicher waren, das Bild einer göttlicheren Menschheit.“

Welch ein schönes Glaubensbekenntnis – da ist wirklich alles drin, von WINCKELMANN bis SCHILLER! Das müsste man mal in den heutigen Broschüren für den altsprachlichen Unterricht abdrucken! Doch nicht nur eckte Creuzer nachher selber bei dem Idealgriechentum der Klassizisten an, weil er die Mythen bei HOMER und HESIOD auf Ursprünge in der Religion des Orients zurückführen wollte. Sondern auch schon Heyne hier in Göttingen, derselbe, der

solche schönen idealistischen Ideen verbreitete, hatte ganz andere Vorstellungen, wenn es um die Frühzeit von Kultur und Religion ging. So machte Heyne den höchst innovativen Vorschlag, man solle die frühe Mythologie der klassischen Völker mit anderen primitiven Völkern auf Grund von Reisebeschreibungen vergleichen – solchen Beschreibungen etwa, wie sie sein weltreisender Schwiegersohn GEORG FORSTER 1778 veröffentlichte. Dieser Ansatz, das Archaische der Antike im Kulturvergleich anthropologisch-ethnologisch verständlich zu machen, wurde erst sehr viel später von der Forschung systematisch verfolgt. In seinen „Beobachtungen zu Apollodors Bibliothek“ von 1803<sup>8</sup> sprach Christian Gottlob Heyne von den „*naturae mythorum primitivae*“, von den „primitiven Ursprüngen der Mythen“. Er führte aus, im Mythos sehe man zwar auch die Anfänge des philosophischen Denkens, aber ebenso sehe man dort „*religionum et superstitionum miras ambages, ritus, initia, fraudes, deliria, ludibria*“ – also: „die wundersamen Irrwege, Riten, Mysterien und Frevel, den Wahnsinn, Spott und Hohn der Religionen und des Aberglaubens“.

Kurzum: Das Archaisch-Fremde, das nicht klassisch Einzuengende der Griechen und Römer – in der Religion, im Krieg oder in der Alltagskultur – und auch ihr kultureller Austausch mit anderen Völkern, denen sie viel zu verdanken haben: all dies hat eine längere Vorgeschichte in der Altertumswissenschaft, und es ist nur angemessen, wenn dieser Blick auf die Antike zunehmend auch die öffentliche Wahrnehmung prägt.

In einer Gesellschaft nun, die derzeit selbst eine Begegnung der Kulturen zur Aufgabe hat, ist es willkommen, dass dieses nicht-idealisierte und nicht bloß autochthone Antikenbild in der Schule seinen Platz bekommt. Das heißt nicht, dass die abendländische Tradition mit dem Geiste ihrer Renaissancen und Humanismen in der Bildung versteckt werden müsste. Aber das Nicht-Moderne, Nicht-Aufgeklärte in den antiken Kulturen kann ebenso zum Thema gemacht werden wie die verschiedenen kulturellen Überformungen und Vermischungen in der homerischen Zeit, im Hellenismus oder in der

römischen Kaiserzeit. Man kann fragen, warum die römischen Kaiser irgendwann anfangen, keine Römer mehr zu sein, sondern aus den ausländischen Provinzen zu kommen. Man kann fragen, wie sich die Geschichte von Phädra und Hippolytus, die auch in neueren Lateinbüchern vorkommt, zum modernen Inzestverbot verhält, das das Bundesverfassungsgericht gerade wieder bestätigt hat; man kann fragen, wer im Gallischen Krieg eigentlich die Barbaren sind.

Und natürlich liegt schon in der Begegnung mit der fremden, nicht mehr gesprochenen Sprache als solcher schon ein Angebot zur Reflexion über die Unterschiede von Sprachen und Kulturen. Man darf zwar sicher nicht die Defizite der Deutschbeherrschung, die vielen Schulen heute Schwierigkeiten machen, verharmlosen. Der Lateinunterricht kann gewiss nicht das Deutschlernen ersetzen. Dennoch ist es ermutigend, dass Latein bei vielen Migrantenkinder so beliebt ist – bei ihnen hat sich herumgesprochen, dass auch die Deutschen oft erst im Lateinunterricht ihre Muttersprache richtig lernen. Damit erfüllt der Lateinunterricht schon an vielen Orten in Deutschland eine wichtige integrative Funktion, sprachlich wie gesellschaftlich. Auch die Auseinandersetzung mit der *lingua franca* Englisch kann für das Lateinische produktiv gestaltet werden. Dieser Kongress wird sich ja mehreren von diesen Fragen widmen.

Die Möglichkeiten also sind da. Die Themen und die Unterrichtspraxis zeigen es. Aber es gibt auch Hindernisse. Damit meine ich nicht etwa das Beharren auf der Beherrschung der komplexen lateinischen (oder griechischen) Sprache, ein Beharren, das manchen wie eine unüberwindbare Hürde vorkommt. Denn dieses Beharren ist trotzdem richtig. Zwar ist es gut, wenn jetzt der Spracherwerb stärker in inhaltliche, in kulturelle Zusammenhänge eingebettet wird. Aber man kann nur davor warnen, in Latein und Griechisch den Sprach- und Literaturunterricht, der diese Fächer ausmacht, in einen Kulturunterricht zu verwandeln. Dann kann man es gleich lassen. Dieses Beharren auf der Sprache bedeutet auch, dass die Anforderungen nicht grenzenlos verrin- gert werden können; die alten Sprachen mögen,

wie man bildungspolitisch gerne beteuert und wie es oft auch der sozialen Realität entspricht, keine Elitenfächer mehr sein; Massenfächer sind sie trotzdem nicht, und nicht jeder kann in ihnen gut sein.

Nein, ein Hindernis für das offene Antikenbild in einer Einwanderungsgesellschaft, das ich angedeutet habe, sehe ich an anderer Stelle: nicht in den Stoffen des Unterrichts selbst, denn dort gibt es genug menschlich Dunkles, genug existenzielle Konflikte oder Grenzüberschreitungen. Ein Hindernis könnte es vielmehr sein, wenn die Legimationsrhetorik des altsprachlichen Unterrichts demgegenüber nur von der Lichtseite spricht. Wenn also nur das Helle, das Humanistische, das Mustergültige im Mund geführt wird. Ich sehe die Gefahr, dass diese Rhetorik einfach nur unter einer neuen Chiffre immer noch fortgeführt wird, und diese Chiffre lautet seit einiger Zeit „Europa“.

In einer neutralen Form der Selbstauskunft ist gegen dieses „Europa“ natürlich nichts einzuwenden – wenn es heißt, dass im Latein- und Griechischunterricht europäische Grundtexte gelesen werden. Das stimmt natürlich. Mir ist auch klar, dass die Schule anders funktioniert als die Wissenschaft; ein gewisser Anspruch auf Normativität liegt ja schon in der Tatsache, dass etwas nach Lehrplan obligatorisch gelehrt wird. Schule soll, ja muss auch kanonisch organisiert sein. Auch ist einsichtig, dass „Europa“ von den Verteidigern der alten Sprachen als taktischer Begriff eingesetzt wird. Wenn man nämlich dem Bildungspolitiker sagt: Wir machen Abendland und Grammatik, dann sagt der Bildungspolitiker: Ach so, Abendland und Grammatik. Klingt nicht unbedingt so, als hätte das eine Zukunft. Wenn man aber sagt: Wir machen Europa – wer wollte dann etwas dagegen haben?

Problematisch indes wird es, so meine ich, wenn der Europa-Begriff von den Freunden des Altertums übermäßig normativ aufgeladen wird. Dann wird das Wort zur Fiktion, zum Abgrenzungs- oder gar zum Kampfbegriff, der den zersplitterten Identitäten in Europa keineswegs gerecht wird. Diese normative Aufladung, die ja auch die Kultur des Altertums zwischen SAPPHO und AUGUSTINUS ganz fiktiv in eins setzt, findet

sich etwa in dem sonst nützlichen kleinen Band mit dem Titel „Warum Latein? Zehn gute Gründe“, den FRIEDRICH MAIER soeben bei Reclam vorgelegt hat.<sup>9</sup> Die Aufladung besteht darin, dass Maier den Europa-Begriff mit Dingen wie „Werten“ und „Identität“ vermengt. So heißt es, Lateinunterricht habe den Wert, „ein Bewusstsein dafür zu schaffen, was europäische Identität meint“. „Aneignung eines Europa-Bewusstseins“, so wird an anderer Stelle eine Funktion des Lateinunterrichts benannt. Außerdem schreibt Maier: „Latein kann und will auch zu einer Werteerziehung ... einen entscheidenden Beitrag leisten.“ Und dann werden gar unser Kontinent und der derart humanistisch zu erziehende Mensch in einer Art *Unio mystica* zusammengedacht und verschmolzen: „Der große Reifungsprozess, der sich in der Entwicklung Europas zu einem gemeinsamen Kulturraum vollzieht, wiederholt sich bei jedem Menschen gewissermaßen im Kleinen, wenn er zu einer gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit heranwächst.“ Bei allem Respekt vor Friedrich Maier, ich glaube, hier ist die Grenze zum humanistischen Kitsch überschritten, und selbst zu Zwecken der Propaganda, die das Fach zur Zeit gar nicht so verzweifelt nötig hat, sollte man von einem solchen altsprachlichen Werte- und Identitätskomplex namens Europa lieber Abstand nehmen. Wie könnte man denn glaubhaft versichern, dass die rudimentären Europa-Gefühle, die die Nationen des Kontinents zu entwickeln in der Lage sind, nur durch den *Ablativus absolutus* herbeizuführen seien?

Nein, ich würde stattdessen lieber sagen: Lassen wir die wilde Antike ruhig hinein in die gute Stube. Die Zucht durch die Sprache ist schon groß genug, da brauchen wir nicht noch die Zucht durch einen moralisierenden Überbau. Das Großartige der Kulturen und der Literaturen des Altertums ist ja gerade, dass sie Identitäten transzendieren. Dass sie, wie dieser Kongress sagt, Horizonte eröffnen.

Meine Damen und Herren, wir wissen, dass Göttingen auf eine großartige Vergangenheit in der Philologie zurückblicken kann. Dass Göttingen jetzt auch für die Zukunft der alten Sprachen einen kräftigen Impuls gibt, das wünsche ich Ihnen, das wünsche ich uns von Herzen.

#### **Anmerkungen:**

- 1) Nietzsche, KSA 7, 127.
- 2) Peter Sloterdijk, Zorn und Zeit, Frankfurt am Main 2006.
- 3) Simon Goldhill, Love, Sex, and Tragedy. How the Ancient World Shapes Our Lives, Chicago 2004.
- 4) Der Spiegel 25/2007 (18.6.2007).
- 5) Raoul Schrott, Homers Heimat. Der Kampf um Troia und seine realen Hintergründe, München 2008.
- 6) Nietzsche, KSA 8, 14ff.
- 7) Friedrich Creuzer, Das akademische Studium des Alterthums, herausgegeben und eingeleitet von Jürgen Paul Schwindt, Heidelberg 2008.
- 8) Christian Gottlob Heyne, Ad Apollodori Bibliothecam observationes, Göttingen 1803.
- 9) Friedrich Maier, Warum Latein? Zehn gute Gründe, Stuttgart 2008.

JOHAN SCHLOEMANN, München